

Operation „Overlord“

Die Invasion der Alliierten in der Normandie 1944



Sieg um jeden Preis

Operation „Overlord“ war das größte Landungsunternehmen aller Zeiten. Vor 60 Jahren setzten die Alliierten in die Normandie über, um Hitlers Wehrmacht niederzukämpfen.

Die Invasion verkürzte den Krieg – und bewahrte die Westdeutschen vor Stalins Truppen.

Friedrich August Freiherr von der Heydte war schwer aus der Ruhe zu bringen. Der Fallschirmjägeroffizier stand seit Kriegsbeginn im Einsatz; er trug das Ritterkreuz, das ihm Adolf Hitler persönlich umgehängt hatte. Als am 5. Juni 1944 gegen 23 Uhr einer seiner Untergebenen dem Haudegen meldete, dass Briten und Amerikaner über Südengland starke Lufttransportverbände sammelten und dies wohl der Beginn der alliierten Invasion auf dem europäischen Festland sei, alarmierte der Herr Major sein Regiment auf der Halbinsel Cotentin in der Normandie. Sodann speiste er zu Abend und rasierte sich. Der Offizier – NSDAP-Mitglied seit 1933 – wollte, wie er in seinen Erinnerungen schrieb, „anständig in einen möglichen Kampf gehen“.

Im Morgengrauen erreichte Heydtes Einheit die Straße, welche im Nordwes-

ten Frankreichs die Hafenstadt Cherbourg mit dem kleinen Ort Carentan verband. Vom Meer her vernahm der Adlige das Donnern von Geschützen. Er beschloss, sich persönlich ein Bild von der Lage zu machen. Mit einem Beiwagenkrad raste der 37-jährige Offizier über die schmale, von Hecken gesäumte Straße nach Ste. Marie-du-Mont, dem letzten geschlossenen Ort vor der Küste. Dort erklimm der bayerische Katholik den Kirchturm. Was er sah, ließ ihn höhere Mächte anrufen: „Oh, mein Gott!“

Am Horizont reichten sich Kriegsschiffe der Briten, Amerikaner, Kanadier „zu einer fast geschlossenen Kette“. Landungsboote mit amerikanischen Soldaten pendelten zwischen Truppentransportern und dem Strand. Nur aus einer einzigen deut-

schen Stellung sah Heydte noch Landser auf die Invasoren feuern.

Da ein Teil der GIs bereits Kurs auf Heydtes Aussichtskirchturm nahm, trat der erfahrene Frontkämpfer rasch den Rückzug an. Ihm war klar: Der Sturm auf die „Festung Europa“, wie die Nazis den von ihnen geknechteten Kontinent bezeichneten, hatte begonnen.

Man schrieb das fünfte Jahr des verbrecherischen Kriegs, mit dem Hitler sein Rasseimperium errichten wollte. An allen Fronten hatte die Wehrmacht weichen müssen: Die Schlacht um Stalingrad war verloren, Süditalien einschließlich Rom von den Alliierten eingenommen, Deutschlands Städte wurden reihenweise zerstört.

Und nun der Angriff auf die deutschen Stellungen – den Atlantikwall – in Frankreich.

Ä r m e l k a n a l



Diktator Hitler
Jubel über die Invasion

WALTER PRENTZ / ULLSTEIN BILDERDIENST

Dennoch jubilierte der „Führer“ geradezu, nachdem er am Mittag des 6. Juni auf seinem idyllisch gelegenen Berghof bei Berchtesgaden vom Lauf der Ereignisse erfahren hatte: „Die Nachrichten konnten gar nicht besser sein! Solange sie in England waren, konnten wir sie nicht fassen. Jetzt haben wir sie endlich dort, wo wir sie schlagen können.“ Hitler glaubte tatsächlich, er sei in der Lage, die Angloamerikaner, gegen deren Bomberflotten seine Luftwaffe nichts auszurichten vermochte, in offener Feldschlacht zu besiegen.

Um die Loyalität seiner Landsleute musste sich der Diktator nicht sorgen. Der Inlandsgeheimdienst im Reichssicherheitshauptamt meldete: „Die Nachricht vom Beginn der Invasion wurde teilweise mit großer Begeisterung aufgenommen.“ Viele Deutsche hofften, ein Erfolg in der Normandie würde den Krieg noch zu Gunsten des „Dritten Reiches“ entscheiden.

Doch ein Unternehmen, wie es die Alliierten vor nunmehr 60 Jahren aufzogen, hatte die Welt noch nicht gesehen. Operation „Overlord“ – so der Codename für die Landung in der Normandie – war die größte kombinierte See-, Luft- und Landoperation in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs.

Nie zuvor oder danach hat es eine vergleichbare amphibische Attacke gegeben. Allein am D-Day, dem ersten Tag der In-

vasion, landeten genauso viele alliierte Soldaten in Frankreich, wie US-Präsident George W. Bush beim Irak-Feldzug im vergangenen Jahr eingesetzt hat. 155 000 Männer und 16 000 Panzer, Jeeps und Lastwagen kämpften sich in den ersten 18 Stunden an mehreren Landungsstellen an einem Küstenabschnitt von rund 70 Kilometer Länge vorwärts.

Und das war nur der Anfang. 1,7 Millionen Briten und 1,5 Millionen US-Amerikaner standen zwischen Devon und London zur Überfahrt bereit; hinzu kamen 175 000 Uniformierte aus den britischen Dominions, darunter 18 000 Kanadier, sowie 44 000 Franzosen, Polen, Tschechen, Belgier, Niederländer, Norweger und sogar einige Exildeutsche in britischer Uniform. Eine gigantische Streitmacht.

Nur ein einziges Mal seit Beginn der Zeitrechnung hatte es eine feindliche Armee vermocht, über den teilweise nur wenige Dutzend Kilometer breiten Ärmelkanal hinweg England anzugreifen. Herzog Wilhelm von der Normandie hatte sich 1066 aufgemacht und dafür den Ehrentitel „Der Eroberer“ erhalten. 1944 lief der Angriff in die entgegengesetzte Richtung.

Kurz nach Mitternacht sprang die Ersten der 23 490 Fallschirmjäger hinter den deutschen Linien ab, um die Orne-Übergänge nordöstlich von Caen zu sichern und um jene Landezone freizukämpfen, die

Heydte beobachtet hatte. Riesige hölzerne Lastensegler, beladen mit Jeeps und Anhängern, glitten in das Invasionsgebiet. Um die Deutschen zu verwirren, behängten die Amerikaner uniformierte Gummipuppen mit Feuerwerksraketen und warfen sie aus den 2400 Transportmaschinen. Von unten gesehen glichen die Dummies um sich feuernden Fallschirmspringern.

Im Morgengrauen flogen schwere und mittlere Bomber der Royal Air Force und der U. S. Army Air Forces erste Angriffe

Anblick dort hat er bis heute nicht vergessen: „So weit das Auge reichte: nur Schiffe.“

Eine Armada aus 6480 Booten und Schiffen, darunter 4126 Landungsboote, stampfte in der Morgendämmerung durch die schwere See Richtung Normandie. Hunderte Zerstörer, Schlachtschiffe und Kreuzer nahmen schon bald ihre Positionen ein und feuerten auf die deutschen Stellungen. Raketen jaulten Richtung Festland.

Viele Landser erlebten erstmals, zu welchem Bombardement Luftwaffe und Mari-

Lediglich am so genannten Omaha Beach bei St. Laurent-sur-Mer überstanden deutsche Einheiten den Geschosshagel und richteten unter den angreifenden GIs ein Gemetzel an (siehe Kasten Seite 58). Die 29. und die 1. Infanteriedivision der U. S. Army benötigten fast einen Tag zur Eroberung des Abschnitts. US-Regisseur Steven Spielberg hat den amerikanischen Opfern in dem Film „Der Soldat James Ryan“ ein Denkmal gesetzt.

Gemessen an dem Blutzoll, den die Sowjets an der Ostfront entrichteten, waren die Verluste der Alliierten moderat: Rund 10000 Soldaten blieben tot oder verwundet zurück oder wurden gefangen genommen. Die Summe der nie gezählten deutschen Opfer schätzen Experten ähnlich hoch ein.

Das Oberkommando der angegriffenen 7. Armee meldete am 6. Juni nach Berlin: „Dem Feind gelang es, durch gewaltige Überlegenheit in der Luft und zur See in überraschend kurzer Zeit an den Widerstandsnestern (WN) und Stützpunkten durchzukommen und verhältnismäßig schnell in die Tiefe des Hauptkampfes hineinzustoßen. Unter Schutz von Nebel wurden rasch erhebliche Mengen von Panzern nachgezogen, die dem Gegner gestattet, zwischen den sich nach allen Seiten verteidigenden WN überraschend bis in die eigenen Artilleriestellungen einzudringen.“

Die Pläne für „Overlord“ sahen vor, innerhalb von 90 Tagen Seine und Loire zu

„Es war die Hölle, wir lagen auf dem Boden, pressten uns an die Erde.“ Einige verloren die Nerven und schrien nach ihren Müttern.

auf die deutschen Stellungen. Mehr als 14000-mal überquerten Maschinen des Typs „Fliegende Festung“ oder „Befreier“ im Laufe dieses 6. Juni den Kanal und verwandelten die Küste in ein Inferno.

Batteriestellungen samt Besatzung wurden zerfetzt, Minenfelder gingen in die Luft, Munitionslager explodierten. Getroffen wurden auch Felder, Scheunen und vom Krieg bis dahin verschonte Dörfer. Jagdbomber zogen flach über dem Wasser im Zickzackkurs auf die Küste zu. Beinahe unbehelligt von der deutschen Luftabwehr feuerten die Piloten auf alles, was sich bewegte. „Wenn du ein schwarzes Flugzeug siehst, so ist es ein Engländer, wenn du ein weißes siehst, so ist es ein Amerikaner, wenn du gar nichts siehst, ist es die Luftwaffe“, spotteten bitter die Landser.

11912 Tonnen Bomben gingen allein am D-Day auf deutsche Bunker und so genannte Widerstandsnester an der Küste und im Hinterland nieder – das entsprach ungefähr der Bombenlast, mit der die Alliierten 1943 die Millionenstadt Hamburg in Schutt und Asche gelegt hatten.

„Man kam sich vor wie Schlachtvieh“, erinnert sich heute der damalige Infanterist Robert Vogt, den eine Druckwelle morgens um halb drei aus dem Bett in einem Bauernhaus warf, das wenige hundert Meter vom Strand entfernt lag. Vogt erhielt den Befehl, Verbindung zu anderen Zügen seiner Kompanie aufzunehmen, und hastete zur nächsten Stellung in den Felsen von Arromanches les-Bains. Den

ne der Seemächte Großbritannien und USA fähig waren. „Es war die Hölle“, schilderte später der Landser Egon Rohrs einem Historiker den stundenlangen Beschuss, „wir lagen auf dem Boden, pressten uns an die Erde.“ Einige verloren die Nerven und heulten oder schrien nach ihren Müttern.

Wenige hundert Meter vor der Küste lösten sich die Landungsboote von den Konvois und steuerten auf das Ufer zu. Gegen 6.30 Uhr sprangen die ersten GIs südlich von Ste. Mère-Eglise in die Brandung des Atlantiks. Die deutsche Gegenwehr war nach dem Bombardement nur noch gering. An vier der fünf Landungsabschnitte brauchten die alliierten Soldaten nur rund 60 Minuten, um Brückenköpfe zu errichten.



PHOTOS 12 (L. O.): SPIEGEL TV / NATIONAL ARCHIVES (R. O. + R. U.)



LIBRARY OF CONGRESS, LT. COL. GEORGE STEVENS COLLECTION (L. U.)



* Oben links: US-Bomber über der Normandie; oben rechts.: Entladung eines US-Landungsschiffs; unten links: Geschützfeuer des britischen Kreuzers „Belfast“; unten rechts: US-Sturmtruppen am Strand;

Alliierte Invasion am 6. Juni 1944*: „Gewaltige Überlegenheit in der Luft und zur See“



US-Landungsschiff am D-Day: Armada im Morgengrauen

erreichen. Nach einer Pause – um Kräfte zu sammeln – wollten Briten und Amerikaner dann die Deutschen Richtung Osten vor sich hertreiben. Schon Mitte Juli war die alliierte Übermacht allerdings so erdrückend, dass der – auf Grund seiner Erfolge in Afrika legendäre – Generalfeldmarschall Erwin Rommel, Befehlshaber der in Nordwestfrankreich stationierten Heeresgruppe B, dem „Führer“ die Kapitulation nahe legte.

Ausgerechnet im Krieg, dem Lebenselixier der Nationalsozialisten, erwiesen sich die von Hitler so verachteten westlichen Demokratien als überlegen. Die Wehrmacht, urteilt Detlef Vogel, langjähriger Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamts der Bundeswehr, wurde „regelrecht vorgeführt“* – unter tatkräftiger Mithilfe des Diktators und seiner Generäle. „Unsere beste Waffe war die deutsche Führung, die entgegen allen Regeln der Kriegskunst handelte“, ätzte nach dem Krieg der alliierte Oberkommandierende und spätere US-Präsident Dwight D. Eisenhower.

Es stimmte ja wirklich. Der stolze Atlantikwall erwies sich als groteske Res-

ourcenverschwendung. Vier Jahre lang hatten Hunderttausende Soldaten und Zwangsarbeiter zwischen Norwegen und der spanischen Grenze Verteidigungsanlagen errichtet, um einen alliierten Angriff abzuwehren. Die Wehrmacht vergrub allein an den französischen Küsten 6,5 Millionen Minen, baute über 12 000 Befestigungen und verankerte 500 000 so genannte Vorstrandhindernisse. Drahtverhaue, mit Minen bestückte Eisenschwellen oder Hemmböcke schützten – von der Flut verdeckt – tatsächlich manche Landungsschiffe auf oder sprengten Löcher in die Bordwand. Doch dem Wall fehlte es für eine sinnvolle Verteidigung an militärischer Tiefe, was die Alliierten wussten. War er einmal durchbrochen, wurde er „sofort nutzlos“ (US-Historiker Stephen Ambrose) und band ganze deutsche Einheiten in den Küstenstellungen.

Im scheinbar straff organisierten Führerstaat blockierten sich die Militärs zudem gegenseitig. Hitlers Generäle stritten erbittert um Zuständigkeiten und Verantwortungsbereiche. Das Resultat: Der für die Westfront zuständige Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, verfügte am Morgen des 6. Juni nur über einen Teil der notwendigen Truppen. Als er die Freigabe zweier bei Paris statio-

nierter Panzerdivisionen forderte, lehnte das Oberkommando der Wehrmacht ab. Hitler hätte den entsprechenden Befehl geben können, aber der schlief bis in die Mittagszeit, und die Adjutanten trauten sich nicht, ihn zu wecken. Die Panzerdivisionen, urteilt Hitler-Biograf Ian Kershaw, „hätten sich möglicherweise entscheidend zu Gunsten der deutschen Seite“ ausgewirkt.

Der Diktator – und mit ihm viele seiner Generäle – glaubte zudem, es handle sich bei Operation „Overlord“ um einen Ablenkungsangriff und die eigentliche Landung würde nicht in der Normandie, sondern bei Calais stattfinden. „Dort wird, wenn nicht alles täuscht, die entscheidende Landungsschlacht geschlagen werden“, prophezeite Hitler noch Anfang August – und ging damit einer raffinierten Desinformationskampagne der alliierten Geheimdienste auf den Leim. Die gut ausgerüstete, schlagkräftige 15. Armee der Wehrmacht wartete an der Nordsee wochenlang auf einen Feind, der nie kam. Erst im August beorderte der „Führer“ die Masse der Verbände an die Front. Da waren die Alliierten bereits auf Le Mans vorgerückt.

Am 25. August fiel Paris, eine Woche später war beinahe das ganze restliche Frankreich befreit. Nur Probleme mit dem

* Horst Boog, Gerhard Krebs, Detlef Vogel: „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 7“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München, 2001; 831 Seiten; 49,80 Euro.

Die Bestie von Omaha Beach

Als die Amerikaner aus den Landungsbooten sprangen, hielt Hein Severloh mit dem Maschinengewehr drauf – neun Stunden lang.

Er weiß nicht, wie der Mann hieß, er weiß nicht, wie alt er war, er weiß nur, wie der Mann starb.

Der Mann kam aus dem Meer und suchte hinter dem Betonblock Deckung, dort unten am Strand. Der Schuss aus Hein Severlohs Karabiner traf den Mann in die Stirn. Der Helm des Mannes fiel in den Sand und rollte in die Wellen. Das Kinn des Mannes sackte auf die Brust, und dann stürzte der Mann, dann war er tot.

Das ist die Szene, die geblieben ist, 60 Jahre danach. Das ist Hein Severlohs Traum.

„Was sollte ich denn tun?“, fragt Hein Severloh, er antwortet: „Ich dachte doch, dass ich nach hinten niemals wegkomme, ich dachte, dass ich um mein Leben schieße: Die oder ich, das dachte ich.“

Also schoss er, neun Stunden lang.

Also tötete Severloh, „dreitausendmal“, sagt der Historiker und Autor Helmut Konrad Freiherr von Keusgen, jener Mann, der Severloh betreut. „Ich weiß nicht genau, wie viele Menschen ich erschossen habe“, das sagt Severloh. Ist die Zahl wichtig?

Am 6. Juni 2004 ist Hein Severloh ein alter Herr, 80 Jahre alt, er ist ein Herr im Anzug, mit grauen, zurückgekämmten Haaren, silberner Brille und langen Ohren, einer, der ein langes Leben leben durfte: der drei Jahre in Kriegsgefangenschaft war, ohne sein Geheimnis zu verraten, der zurückkam und heiratete, der vier Kinder aufwachsen sah, den Hof der Eltern übernahm und heute noch dort wohnt, in dem Fachwerkhaus in Metzingen in Niedersachsen.

Am 6. Juni 1944 ist Hein Severloh ein 20-jähriger Gefreiter, der in der Normandie, zwischen den Dörfern Colleville und St. Laurent-sur-Mer, Adolf Hitlers Atlantikwall verteidigen muss. Er ist der Bursche des Oberleutnants Bernhard Frerking von der 1. Batterie des 352. Artillerie-Regiments, sie wohnen bei einer französischen Familie unter dem Dach, es ist kurz nach Mitternacht, als Bernhard Frerking ihn weckt.

„Schnell, Hein, wir müssen los, sie kommen“, sagt Frerking.



Soldat Severloh 1943, Rentner Severloh 2004: „Man tut es“

Das Widerstandsnest 62, „WN 62“, liegt 25 Meter hoch im Kreidegestein der Steilküste. Unten, am Strand, gibt es damals eine Böschung, dann einen Minengürtel, dann Stacheldraht, dann einen Graben, der die Panzer stoppen soll. Darüber haben die Deutschen Bunker und Schützengräben angelegt, ein Labyrinth unter der Erde, man kann noch 60 Jahre später hineinkriechen und die Enge spüren.

Sie sind 30 Mann, und „jeder von uns dachte nur: Wie komme ich aus diesem Schlamassel lebend raus?“, sagt Sever-

loh. Man reicht ihm die Patronengurte, 12 000 Schuss.

Es beginnt um fünf Uhr mit den amerikanischen Kampffliegern, die die Deutschen sturmreif bombardieren sollen; weil die Sicht so lausig ist, dass die Männer über den Wolken fürchten, unter den Wolken die eigenen Schiffe zu treffen, warten sie drei, vier Sekunden länger als geplant, und deshalb treffen ihre Bomben französische Zivilisten und französische Kühe hinter den deutschen Linien. „Ich habe nur Dreck abgekliegt“, sagt Severloh.

„Du musst in dem Augenblick anfangen mit Schießen, wenn sie ins knietiefe Wasser steigen.“

loh. Es ist eine windige Nacht, die Wellen rollen. „Ich wollte nicht in diesen Krieg, ich wollte nicht nach Frankreich, ich wollte nicht den MG-Schützen machen“, sagt Severloh, aber da liegt er nun, in einem verlorenen Weltkrieg, in der Normandie, hinter einem MG-42, Hitlersäge genannt.

Nein, den Befehl, bis zum letzten Augenblick zu schießen, hat er nicht bekommen, nicht wörtlich, nur diese Erklärung vom Oberleutnant: „Du musst in dem Augenblick anfangen mit Schießen, wenn sie ins knietiefe Wasser steigen und noch nicht auseinander laufen.“ Hat Severloh eine Alternative, hat er die Wahl?

Hein Severloh war beim Jungvolk, dann auf der Landwirtschaftsschule, 1942 wur-

Dann sind sie da, dann schießt er.

Zu zweit steigen die Amerikaner die Stufen hinab ins Wasser, „junge Bengels wie wir“, sagt Severloh, er hält drauf mit seiner Hitlersäge, und wenn er einzelne Soldaten sieht, die sich den Strand hinaufschleppen, nimmt er den Karabiner.

Was ist es: Hass? Panik? „Nichts“, sagt Severloh, „man denkt nichts, man ist ruhig, man tut es. Man weiß nur, dass die das Gleiche tun würden, wenn man sie ließe.“

Die Stunden vergehen. Am Anfang waren die Amerikaner 600 Meter weit entfernt, jetzt sind es vielleicht 150 Meter, die Flut ist gekommen. Das Wasser dort unten ist rot gefärbt, die Brandung schiebt die Toten auf den Strand, überall liegen Leichen, aufeinander. Die Landungsboo-

te kommen in Wellen, es gibt Pausen, in denen das Maschinengewehr abkühlen kann. Severloh merkt, dass viele Kameraden längst abgehauen sind, aber er bleibt, wieso? „Ich hätte mein Leben lang ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn ich meinen Oberleutnant im Stich gelassen hätte“, sagt er, „das ging nicht.“

Er schießt.

In den letzten Stunden ist er der einzige Deutsche, der noch schießt am Omaha Beach, die Strömung treibt die Schiffe zu WN 62, die Amerikaner rudern mit den Armen und tauchen, sie irren sich, falls sie glauben, dass Wasser die Kugeln aufhält.

Um 15 Uhr ist es vorbei. Die ersten Panzer rollen auf den Omaha Beach, Amerikaner klettern die Anhöhe herauf. Und Oberleutnant Frerking, 32 Jahre alt, Lehrer für Englisch, Französisch und Sport, ein „altes Frontschwein“ und ein „ganz feiner Kerl“, so Severloh, befiehlt den Rückzug.

Severloh flieht durch die Krater, die die Kampfflieger in die Landschaft gebombt haben, und weiter hinten wartet er auf Frerking, der nicht kommt. Wenn Severloh 40, 50, 60 Jahre später in die Normandie fährt, besucht er ihn. Das Grab des Oberleutnants Frerking ist in La Cambe, es ist ein flaches Kreuz im Gras, es war ein Kopfschuss.

In der Nacht des 6. Juni wird Severloh gefangen genommen, elf Tage später bringen sie ihn auf ein Schiff nach Boston. Natürlich weiß er, dass er nichts sagen darf, „dann wäre ich nicht nach Hause gekommen“, sagt er. Er muss auf Baumwoll- und Kartoffelfeldern und in Hotels arbeiten, 1947 kommt er nach Hause. Es dauert 13 Jahre, bis er „Der längste Tag“ liest und auf den Namen David Silva stößt.

David Silva wurde von drei Schüssen getroffen am Omaha Beach, er überlebte und wurde Militärpfarrer. Die Veteranen treffen sich in Karlsruhe, werden Brief-freunde, sie treffen sich am Omaha Beach.

„Hein hat mich nie um Vergebung gebeten, aber ich habe ihm verziehen“, sagt David Silva, „das ist wichtig für ihn.“

Der Autor Helmut Konrad Freiherr von Keusgen macht Severloh bekannt, der Fernsehsender ABC befragt ihn, in Amerika wird Severloh zur „Bestie von Omaha Beach“. Ein Mann, ein Maschinengewehr, 3000 Tote? Insgesamt verloren die Amerikaner hier am 6. Juni 4184 Mann, aber es gab auch deutsche Granaten, es gab, zumindest in den ersten Stunden, noch andere Maschinengewehre, und viele Männer ertranken – es dürften in Wahrheit einige Amerikaner weniger gewesen sein, die Hein Severloh erschoss.

Wären 300 leichter auszuhalten?

Hein Severloh ist ein Mann, der bei Kaffee und Mineralwasser drei Stunden lang sehr nüchtern von all den Bomben, den Waffen und den Toten erzählen kann, von dem einen, dem längsten Tag, der sein Leben beherrscht, immer noch. Aber wenn er an diese zwei Männer denkt, den deutschen Oberleutnant Frerking und den unbekannten Amerikaner, dann weint er. Und jetzt, nach drei Stunden, kann er nicht mehr reden, weil er einen Schlaganfall hatte und viel schlafen muss. Es ist genug.

In den ersten Jahren hat er ständig von diesem Amerikaner und dem Schuss in den Kopf und dem rollenden Helm geträumt, das ist seltener geworden, immerhin. „Man darf es sich nicht vorstellen“, sagt Severloh, „sonst kommt einem, auf Deutsch gesagt: das Kotzen.“

KLAUS BRINKBÄUMER



Kreml-Diktator Stalin*
Drängen auf eine Invasion

Nachschub hielten Eisenhower davon ab, bereits im Spätsommer 1944 ins Deutsche Reich vorzustoßen.

Dass die Invasion den Zweiten Weltkrieg entschieden habe, reklamierten die westalliierten Sieger angesichts ihres rasanten Vorstoßes gern für sich. Sie sei, tön-te der britische Kriegspremier Winston Churchill, der „Höhepunkt des Krieges“ gewesen.

Historiker halten allerdings eine solche Einschätzung für übertrieben. Der Angriff auf die Wehrmacht in der Normandie, urteilt etwa der Hamburger Wissenschaftler Bernd Wegner, war „wichtig, aber nicht entscheidend“. Denn was immer auch im Westen geschah: Hitlers Wehrmacht stand bereits im Sommer 1944 der anstürmenden Roten Armee im Osten hilflos gegenüber. Fast zeitgleich zur Operation „Overlord“ zerschlugen Stalins Divisionen nahezu mühelos die einzige Heeresgruppe, die ihnen noch den Weg ins Reich stellte; im August stießen die Rotarmisten bis an die Grenze Ostpreußens vor.

Und dennoch erwies sich das Gelingen des alliierten Plans als höchst bedeutsam für das Schicksal der Deutschen. Der Angriff verkürzte den Krieg um etliche Monate – und ersparte den Verlierern damit den Abwurf amerikanischer Atombomben, wie ihn die Japaner im August 1945 erlebten. Vor allem aber verhinderten die frühe Präsenz der GIs auf dem Festland und ihre Eroberung Westdeutschlands einen Durchmarsch Stalins bis an den Rhein. Ohne die Invasion, das ist gewiss, hätte es eine freie Bundesrepublik nie gegeben. In der Normandie erkämpften sich die Amerikaner das moralische Recht – und die praktischen



Leichen amerikanischer Soldaten in der Normandie: „Junge Bengels wie wir“

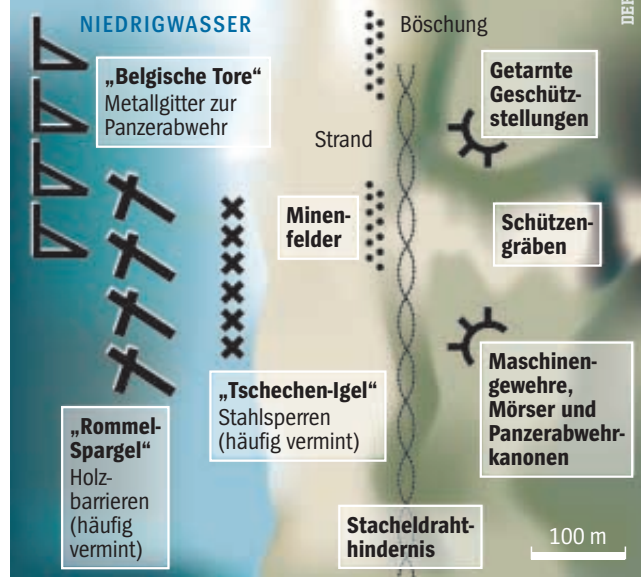
* Sowjetisches Propagandaplakat von 1944.



Deutsches Ferngeschütz am Atlantik: Nutzlose Verteidigungsstellungen

Stacheldraht und Sperrfeuer

Aufbau des Atlantikwalls an der Küste der Normandie



DER SPIEGEL

Voraussetzungen –, in der Nachkriegszeit Europas Schicksal mitzubestimmen.

US-Präsident Franklin D. Roosevelt und der Brite Churchill hatten eine Landung auf dem europäischen Kontinent geplant, seitdem Hitler im Dezember 1941 den USA den Krieg erklärt hatte. Vor allem Roosevelt drängte darauf, mit einem Frontalangriff direkt ins Ruhrgebiet, das industrielle Herz des „Dritten Reichs“, vorzustoßen.

Den Alliierten, die zugleich auch in Nordafrika sowie gegen Japan im Pazifik antraten, mangelte es allerdings zunächst an Soldaten und Landungsschiffen.

Erst nach dem Anlaufen der amerikanischen Kriegsmaschinerie verschoben sich 1943 die Gewichte. Die USA produzierten inzwischen mehr Waffen und Material als Japan, Deutschland und Italien zusammen. Dennoch zögerten die Westmächte, sehr zum Verdruss des verbündeten Kreml-Dik-

dass die Deutschen Supermänner sind.“ Schließlich drohte der Moskauer „Woschd“ („Führer“) mit einem deutsch-sowjetischen Sonderfrieden, sollte er nicht größere Unterstützung bekommen – und setzte sich durch.

Am 30. November 1943, Churchills 69. Geburtstag, verkündete Roosevelt nach einem gemeinsamen Mittagessen der großen drei auf der Konferenz von Teheran den versammelten Diplomaten und Militärs, man habe sich „über die wichtigsten militärischen Probleme geeinigt“. Als Angriffstermin wurde spätestens Anfang Juni 1944 festgelegt, zum Oberbefehlshaber ernannten Churchill und Roosevelt General Dwight D. Eisenhower.

Der 53-jährige, groß gewachsene Offizier mit der Nickelbrille hatte zwar bis 1942 nie an einem Kampfeinsatz teilgenommen. Aber der Texaner verfügte

planen über den Atlantik. Bald überzogen Hunderte Militärcamps die britische Insel. Südengland glich, beobachtete Premierminister Churchill, einem „unübersehbaren Heerlager“.

Es galt, den Einsatz von Tausenden Flugzeugen und Landungsbooten zu koordinieren, das Einschiffen von Panzern und Lastwagen zu planen. Im Minutentakt sollten die Boote mit den Männern anlanden, diese den Strand besetzen, die Fahrzeuge entladen, sich vorwärts kämpfen. Die 65 000 Einsatzpläne, die Eisenhower schließlich verteilen ließ, waren teilweise so dick wie Telefonbücher.

Für manche Probleme entwickelten die Militärs ganz neue Lösungen. Da sie nicht damit rechneten, dass ihnen ein Großstadthafen funktionstüchtig in die Hände fallen würde, andererseits täglich mehrere Konvois mit Nachschub aus Großbritannien gelöscht werden mussten, beschlossen die Alliierten, zwei künstliche Häfen zu bauen. Jeder hatte die Kapazität des Kanalhafens von Dover und wurde in 400 000 Einzelteile mit einem Gesamtgewicht von 1,5 Millionen Tonnen zerlegt. 10 000 Soldaten und 26 500 Dockarbeiter waren mit der Montage beschäftigt.

Um den amerikanischen Streitkräften die Versorgung ihrer Soldaten zu erleichtern, hatten die Verbündeten bereits 1943 vereinbart, die U. S. Army im Westen Englands zu stationieren – eine Entscheidung mit weit reichenden Folgen. Denn damit legten sie zugleich fest, dass die amerikanischen Truppen weiter westlich angreifen und infolgedessen, nach einem Schwenk auf Deutschland zu, südlich der britischen Armee vorrücken würden. Dass Churchill seine Besatzungszone im Norden des Hitler-Reichs wählte, die Amerikaner im Sü-

Die deutschen Truppen in der Normandie zählten zu den ältesten im Westen. Manche Einheiten bestanden aus Magenkranken.

tators Josef Stalin, dessen Truppen gegen den Großteil der kampfkraftigen Wehrmachtdivisionen kämpfen mussten.

Als Hauptgegenspieler des drängenden Generalissimus erwies sich Churchill. Nie wieder – so die Devise des Premiers – sollte eine ganze Generation junger Engländer auf dem Schlachtfeld verbluten, wie es im Ersten Weltkrieg geschehen war (SPIEGEL 8/2004). Der Hitler-Gegner plädierte deshalb dafür, sich vorerst auf Luftangriffe gegen das „Dritte Reich“ und die militärisch weit weniger aufwendige Invasion in Italien zu beschränken.

„Ihr Briten habt Angst vorm Kämpfen“, höhnte Stalin, „ihr solltet nicht glauben,

über diplomatisches Geschick, und dieses wurde dringend benötigt, denn die britischen und amerikanischen Militärs sollten in bislang unbekanntem Maße zusammenarbeiten.

Von Eisenhower erwartete Roosevelt eine der größten logistischen Leistungen in der Geschichte der Menschheit. Millionen Soldaten mussten in Großbritannien versammelt, gepflegt, ausgebildet werden. Allein 350 000 Männer und Frauen organisierten die Rekrutierung amerikanischer Soldaten und den Nachschub aus den USA. Die amerikanische Marine transportierte vor der Invasion knapp neun Millionen Tonnen Büchsenfleisch, Munition und Zelt-



WALTER FRENTZ / ULLSTEIN BILDREIHE (L.); ULLSTEIN BILDREIHE (R.)

Inspektion des Atlantikwalls durch Feldmarschall Rommel (1944): *Groteske Ressourcenverschwendung*

den, war Folge dieser logistisch bedingten Entscheidung.

Mit fünf Divisionen plante Eisenhower am D-Day den Kanal zu überqueren. Doch wo sollten sie an Land gehen? In der Bretagne, der Normandie, an der Kanalküste auf der Höhe von Dover?

Der britische Geheimdienst hatte schon 1940 in BBC-Sendungen alle Briten aufgefordert, Erinnerungsfotos von Urlaubsreisen an Frankreichs Küste – am liebsten

Landschaftsaufnahmen – einzuschicken. Mehr als zehn Millionen Bilder kamen zusammen und vermittelten den alliierten Planern einen Eindruck von der Beschaffenheit möglicher Landungsplätze.

Silvester 1943 ging sogar ein Spezialkommando bei Luc-sur-Mer an Land. Von den Deutschen unbemerkt, entnahmen die Soldaten Bodenproben. Eisenhower wollte sichergehen, dass der Strand die tonnenschweren Panzer und Lastkraftwagen

auch trug. Britische Geologen und Geografen fürchteten nämlich, dass unter dem Sand große Torflager verborgen sein könnten, welche die Last des Kriegsgeräts nicht aushielten. Die Wahl des alliierten Oberkommandos fiel schließlich auf die Gegend zwischen der Orne-Mündung und der Halbinsel Cotentin.

Die deutschen Heerestruppen in der Normandie zählten zu den ältesten im Westen (Durchschnittsalter in den meisten Divisionen: 37 Jahre). Manche Einheiten bestanden aus Magenkranken oder Gehörgeschädigten.

Jeder sechste Soldat war ein Beutekamerad, wie Landsers die militanten Antikommunisten aus Russland, der Ukraine oder Ungarn bezeichneten, die mehr oder minder freiwillig bei der Wehrmacht angeheuert hatten. Über ihre Motivation

notierte Generalleutnant Karl-Wilhelm von Schlieben: „Russen in Frankreich für Deutschland gegen Amerika (sind) nur sehr bedingt verwendbar.“

Die Ausrüstung der Truppen war zudem oft miserabel. Es fehlte an Benzin, Ersatzteilen, Gerät. Häufig mussten Soldaten zu ihren Stützpunkten radeln oder auf Bauernwagen kutschieren. Als Fallschirmjäger Heydte im April 1944 in der Normandie eintraf, stieß er auf Landsers, die mit Waf-



GALERIE BILDERWELT

Oberbefehlshaber Eisenhower (M.), alliierte Kommandeure in London (1944): *„Unsere beste Waffe war die deutsche Führung“*



Titel

NATIONAL ARCHIVES

Bereitstellung amerikanischer Truppen in England: Erdrückende Übermacht



GALERIE BILDERWELT

Alliierte Panzeratruppe
Hitler gelehmt

fen hantierten, welche aus ganz Europa zusammengesammelt worden waren.

Und dennoch fieberten erstaunlich viele Wehrmachtsoldaten einem Kampf mit den Alliierten entgegen, wie Feldpost aus den Archivalischen Sammlungen der Stuttgarter Bibliothek für Zeitgeschichte belegt. „Wir haben alle geglaubt, dass der Engländer in der ersten Hälfte des Monats Mai zur Invasion schreitet“, schrieb etwa der Gefreite Josef Z. am 16. Mai 1944, „aber leider ist der Feigling nicht gekommen.“ War das Ausdruck ideologischer Verblendung? Oder hofften die Männer auf einen baldigen Frieden nach einem Sieg über die Alliierten?



Um zu verhindern, dass nach Beginn der Invasion die Wehrmachtführung sofort stärkere Einheiten heranzuführte, bombardierten die Alliierten die Übergänge der Seine und die Bahnverbindungen zwischen Nordwestfrankreich und Deutschland. Mit 75 000 Tonnen Bombenlast – etwa so viel ging auf Berlin im ganzen Zweiten Weltkrieg nieder – zerstörten die Alliierten bis zum D-Day 70 Prozent des Eisenbahnnetzes zwischen dem Reich und der Normandie.

Die Zweifel vieler alliierter Diplomaten, Politiker oder Militärs am Erfolg des Vorhabens blieben. Er fühlte sich, notierte Churchills wichtigster militärischer Berater, Feldmarschall Sir Alan Brooke, „sehr unwohl bei dem Gedanken an die Operation“. Vor allem den GIs mangelte es an Kampferfahrung. Von den 15 000 Soldaten der 29. US-Infanteriedivision etwa, die am Omaha Beach landeten, hatten nur 5 zuvor ein Gefecht erlebt.

Der militärische Planungsstab beschloss deshalb, ein Großmanöver abzuhalten. Termin: Ende April an der Küste von Süd-Devon, wo die Strände denen der Normandie gleichen. Die Gegend wurde großräumig abgesperrt, fast 3000 Anwohner mussten ihre Häuser räumen.

Die Generalprobe misslang vollständig. Die Schiffsartillerie feuerte mit Manövermunition auf die eigenen Leute, an der falschen Stelle eingetroffene Truppen irrten am Strand umher. Als Fahrzeuge und Soldaten in verkehrter Reihenfolge anlandeten, brach komplettes Chaos aus, wie der Historiker David Reynolds berichtet*.

Eisenhowers Generalstabschef, General Walter Bedell Smith, schätzte anschließend die Chancen, den zu errichtenden Brückenkopf zu halten, auf „fifty-fifty“.

Das Aufstellen und Ausrüsten einer Millionenarmee ließ sich nicht verheimlichen. Der Erfolg der Alliierten hing auch davon ab, Hitler im Glauben zu wiegen, die Invasion erfolge bei Calais und die Landung in der Normandie sei nur ein Täuschungsmanöver. Die angloamerikanischen Partner wussten, dass die schlagkräftige 15. Armee des Gegners am Pas de Calais stationiert war, um die von dort ins Ruhrgebiet führende Tiefebene zu sichern.

Das sollte so bleiben. Dafür war es nötig, dem „Führer“ den Eindruck zu vermitteln, die alliierte Streitmacht sei größer, als es der Wirklichkeit entsprach. Nur dann würde Hitler auch nach Beginn der Invasion annehmen, dass die Alliierten den Großteil ihrer Soldaten für eine spätere Hauptlandung zurückhielten. Im Januar 1944 starteten die Verbündeten daher Operation „Fortitude“ („Kraft“) – die wohl wichtigste Geheimdienstaktion des 20. Jahrhunderts.

Die Geheimdienstler im alliierten Hauptquartier erfanden eine Geisterarmee – die

* Günter Bischof/Wolfgang Krieger (Hg.): „Die Invasion in der Normandie 1944“. Studien Verlag, Innsbruck 2001; 203 Seiten; 22 Euro.

„Ich werde es nicht schaffen“

34 US-Soldaten aus der amerikanischen Kleinstadt Bedford waren die Speerspitze der Invasion.

Es ging, damals im Frühling 1944, eigentlich nur um einen Händedruck, aber irgendwie ging es auch um mehr, es ging um Leben und Tod. Wenn er seinem Zwillingenbruder jetzt die Hand schütteln würde, gäbe er zu, dass einen von ihnen der Tod erwartete. Oder beide. Es wäre ein Abschied für immer. Das wollte er nicht wahrhaben. Er war ein Optimist, er glaubte ans Überleben drüben am Omaha Beach, wie die Alliierten den Küstenabschnitt nannten, an dem seine Kompanie landen sollte.

Wieder streckte Ray Stevens fast bittend seine Hand aus, wieder weigerte sich Roy Stevens einzuschlagen. „Die Hand schüttle ich dir erst drüben in Vierville-sur-Mer“, sagte er, „oben an der Kreuzung über der Küste, irgendwann später am Vormittag.“ Ray senkte den Kopf: „Ich werde es nicht schaffen“, wandte er leise ein. Die Ahnung hatte ihn lange schon beschlichen und nie mehr losgelassen.

Knapp 60 Jahre ist es her, seit die Zwillinge abschiedslosen Abschied voneinander nahmen. Ray behielt Recht. Er starb mit 24 Jahren gleich in den frühen Stunden des 6. Juni 1944. Auch Roy behielt Recht, denn er überlebte. Heute ist er ein freundlicher alter Mann, der es sich nicht verzeiht, dass er seinem Bruder den Händedruck nicht gewähren wollte.

Roy und Ray gehörten zu den „Bedford Boys“. So hießen die 34 Jungs in der Kompanie A des 116. US-Infanterie-Regiments, weil sie allesamt aus dem beschaulichen Städtchen Bedford in Virginia stammten. Sie waren die Söhne armer Farmer und kannten einander von Kindesbeinen an. Sie waren eher fromm, sie liebten die wunderbar grünen, sanft geschwungenen Blue Ridge Mountains, in denen sie jagen und fischen gingen. Dorthin wollten sie schnell zurückkehren, wenn sie erst einmal die Welt vor den Deutschen gerettet hatten. Das musste sein, das wussten sie. Und weil es Gott und das alliierte Oberkommando so wollten, wussten sie auch, dass sie Ruhm und Ehre auf ihr Städtchen häufen würden. Es war nur die Frage, ob lebend oder tot.

Die Bedford Boys bildeten den harten Kern der Kompanie A, der ein zweifelhaftes Privileg zufiel: Sie war am D-Day die Speerspitze der gewaltigen Invasionsarmee aus 155 000 Soldaten und 16 000 Fahrzeugen. Sie sollte am schwierigsten der fünf Küstenabschnitte zuerst an Land gehen – am Omaha Beach, den die deutsche Wehrmacht aus ihren Bunkern und Unterständen blendend überblicken konnte.



Normandie-Veteran Roy Stevens*: Wo war Ray?

Wenn es gut ging, so schätzten General Dwight Eisenhower und sein Stab, würde nur ein Drittel von Kompanie A sterben. Wenn es aber schlecht ging, dann doppelt so viele Männer. In der erbarmungslosen Lakonie der GIs hieß die Kompanie A „die Selbstmord-Welle“.

Auf dem Truppenshipf „Empire Javelin“, das sie in der Nacht zum 6. Juni über den Ärmelkanal brachte, sahen sich die Bedford Boys noch einmal. Ihr Kompa-

alles bis auf die Mädels geteilt hatten, mussten getrennt in die Schlacht ziehen. Die beiden waren verschiedenen Landungsbooten zugeteilt worden.

Dass die Bedford Boys am D-Day ganz vorn weg sein sollten, betrachteten sie als große Ehre. Eigentlich waren sie nämlich Freizeitsoldaten, denn sie gehörten – der Nationalgarde an. Sie trafen sich jedes Jahr im Sommer für zwei Wochen Drill und paradierten immer am 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, mit ihren grau-blauen Uniformen durch Bedford – der Stolz eines Städtchens, das sonst wenig Grund zum Stolzsein hatte.

Doch als die USA die Wehrpflicht einführten, verwandelten sich die Freizeit-soldaten in richtige Soldaten. Sie trainierten 20 Monate lang hin auf ihren Einsatz am Tag der Invasion. Sie waren jung, sie waren gut, und sie waren im Krieg unerfahren – damit qualifizierten sich die Bedford Boys als Vorhut.

Die Kompanie A bestand aus 155 Mann, die sich auf fünf Landungsboote verteilten. Knapp 180 Meter entfernt vom Strand rasselten die Rampen ins wild wogende Wasser, die Invasion konnte beginnen. Es war ein fahler Morgen. An der Küste, wo die Deutschen lauerten, herrschte Stille. Bis die Jungs von Kompanie A im Wasser waten. Da brach die Hölle los, das große Sterben begann.

Die Küste am Omaha Beach sah aus wie ein Amphitheater. Unten, im Wasser

Die Soldaten versuchten verzweifelt, aus den Fluten an den Strand und in die Deckung der Böschung zu robben.

nieführer Taylor Fellers war eigentlich zu krank für den Krieg, wollte aber seine Jungs nicht im Stich lassen. Elmore Wright stand eine glänzende Karriere als Baseball-Profi bevor. Ray Stevens, der ein Händchen für Black Jack hatte, nahm seinen Kameraden noch ein paar Dollar ab. Er und sein Bruder Roy, die im Leben

und am Strand, war die Bühne. Dort versuchten die Soldaten der alliierten Streitkräfte verzweifelt, aus den Fluten an den Strand und in die Deckung der Böschung zu robben. In voller Montur dauerte das rund eine Minute, die längste Minute, die man sich vorstellen kann.

Oben in der Proszeniumsloge ihrer Bunker besaßen die deutschen Soldaten allerbeste Aussicht aufs Geschehen. Sie

* Vor der D-Day-Gedenkstätte in Bedford.



Landung am Omaha Beach: *Die einen schafften es nicht einmal vom Boot ins Wasser, die anderen traf es am Strand*

ROBERT CAPA / MAGNUM PHOTOS / AGENTUR FOCUS

hatten zudem eine furchtbare Waffe, das MG-42, das bis zu 1200 Schuss pro Minute abfeuerte.

So starben in den ersten Minuten dieses Angriffs 100 Soldaten der Kompanie A, die anderen 55 zogen sich meist schwere Verwundungen zu. 20 Bedford Boys kamen ums Leben. Die einen schafften es nicht einmal von der Rampe ihres Landungsboots ins Wasser, die anderen traf es am Strand der Normandie. Am Omaha Beach dauerte es am längsten, bis die Invasion unter schweren Verlusten geglückt genannt werden konnte.

Die Bedford Boys aber sind in die Geschichte eingegangen. Keine andere Stadt in Amerika hat, gemessen an der Einwohnerzahl, mehr Söhne an einem Kriegstag verloren. Kaum eine andere Stadt bewahrt allerdings auch die Erinnerung an den Blutzoll am D-Day ähnlich liebevoll.

Auf einer weit gefächerten Hügellandschaft am Rande Bedfords steht seit drei Jahren das „National D-Day Memorial“, so etwas wie der Tribut Amerikas an die kleine Stadt in Virginia. Der marmorne Triumphbogen mit dem eingravierten „Overlord“ bildet das Zentrum der Gedenkstätte und wirkt monumental. Die symbolische Nachbildung des Gemetzels am Strand, inklusive der kleinen Wasserfontänen als Sinnbild des Kugelhagels, fällt ziemlich plastisch aus.

Am eindrucksvollsten aber sind schlichte Motive wie das in den Sand gerammte

Gewehr, auf dem ein Helm baumelt – ein Soldat des Marine Corps hat seinen Orden, ein Purple Heart für erlittene Verwundung im Irak-Krieg, darangehängt.

Roy Stevens kommt oft herauf zur Gedenkstätte. Er trägt einen Orden der Ehrenlegion, den ihm ein französischer General an die Brust geheftet hat. Zu den Veteranentreffen in der Normandie ist er mehrmals geflogen. Doch an den Feiern zum 60. Jahrestag der Invasion wird er in Bedford teilnehmen.

Roy Stevens überlebte am 6. Juni 1944 durch glückliche Umstände, die wie unglückliche aussahen. Anstatt Richtung Strand zu tuckern, ging sein Landungsboot ohne Feindeinwirkung wegen eines Defekts sofort unter. Roy hielt sich über Wasser, bis er aufgelesen und auf die „Empire Javelin“ zurückgebracht wurde. Er war zu unterkühlt, um an diesem Tag noch in den Krieg einzugreifen.

Erst am 11. Juni 1944 landete der Feldwebel aus Bedford an der Küste der Normandie. D-Day schien Ewigkeiten zurückzuliegen. Omaha Beach war jetzt ein geschäftiger Hafen, in dem pausenlos Nachschub für die Eroberung der Festung Europa anlandete. Aber wo war Ray?

Die Toten vom Strand waren schon beerdigt worden. Das Grab seines Zwilingsbruders, dem er aus Aberglauben nicht die Hand schütteln mochte, fand Roy auf dem Behelfsfriedhof oben in Colleville-sur-Mer.

GERHARD SPÖRL

First U. S. Army Group (FUSAG) – mit angeblich einer Million Soldaten, verteilt über ganz England. Einige Einheiten gab es tatsächlich, sie waren größtenteils in den USA stationiert. Die meisten Divisionen hingegen existierten nur auf dem Papier.

Kulissenbauer der Shepperton Film Studios entwarfen für die unsichtbaren GIs Panzerattrappen aus Gummi, die auf Truppenübungsplätze gestellt wurden. Holzflugzeuge in Echtgröße täuschten auf Scheinflugplätzen Invasionsvorbereitungen vor. Mehrere Dutzend Offiziere hatten regen Funkverkehr: Sie erfanden Lageberichte, orderten Nachschub, den sie weder bekamen noch brauchten, oder berieten fiktive Angriffspläne.

Da die Alliierten wussten, dass Hitler und seinen Militärs der draufgängerische US-General George S. Patton imponierte, ernannte Eisenhower den Troupier, der in Großbritannien die 3. US-Armee befehligte, zugleich zum Oberbefehlshaber der imaginären FUSAG.

Die Berliner Abwehr ahnte nicht, dass 15 deutsche Spione in Großbritannien die Seiten gewechselt hatten. Fleißig lieferten die Doppelagenten – sieben per Funkgerät, die anderen schrieben Briefe – genau aufeinander abgestimmte Berichte über angebliche Invasionsabsichten der Alliierten. Sie erfanden Netzwerke von Unteragenten, die sie zu steuern vorgaben, setzten Berichte in Umlauf, welche die britische Gegenspionage verfälschte, und machten in großem Umfang Spesen auf deutsche Kosten. Da die Briten dank polnischer Hil-

fe den Code geknackt hatten, mit dem Hitlers Heer und Luftwaffe ihre Meldungen chiffrierten, waren die britischen und amerikanischen Experten über die Wirkung ihrer Desinformationskampagne stets im Bilde: Am Vorabend der Invasion glaubten die Deutschen, in Großbritannien stünden 79 Divisionen bereit (es waren 47), die Alliierten könnten mit 20 Divisionen anlanden (maximal 6 vermochten sie tatsächlich über den Kanal zu bringen) und der Hauptangriff fände bei Calais statt.

Dabei hatte es der Wehrmacht an Hinweisen auf die realen Vorgänge nicht gefehlt. Der Marinegruppe West kam es schon im Februar 1944 merkwürdig vor, dass die Alliierten anscheinend ausgerechnet dort landen wollten, wo die deutsche Verteidigung am stärksten war, und meldete entsprechende Zweifel an. Die Luftflotte 3 folgte aus dem Bombardement der Seine-Übergänge, dass die Alliierten die Normandie abriegeln wollten und daher zwischen Le Havre und Cherbourg landen würden – was sie dann ja auch taten. Doch jeder Hinweis wider die herrschende Meinung versickerte im „Zuständigkeitswirrwarr“ (Historiker Vogel) deutscher Stellen.

Ende Mai waren die Invasionsvorbereitungen nicht mehr zu übersehen. Tausende Lastwagen quälten sich in Konvois Richtung Plymouth oder Southampton. Auf den Kaianlagen der Hafenstädte türmte sich Kriegsgerät, Busse karrten Soldaten herbei. Zivilisten säumten die Straßen und schauten stumm auf die vorbeiziehenden Trecks. Zumindest den Zeitpunkt des alliierten Angriffs hätten die Deut-

monotone“ („dass matt und wund vor Sehnsucht und vor Qual ich bin“). Die deutsche Gegenspionage hatte in Erfahrung gebracht, dass damit den Kämpfern der französischen Widerstandsbewegung der Beginn einer Invasion innerhalb der nächsten 48 Stunden signalisiert wurde.

Um 21.15 Uhr fing Unteroffizier Reichling von der 15. Armee die von der BBC verbreitete Verszeile auf und informierte sofort die zuständigen Kommandostellen. Doch in der Normandie geschah nichts. Das Hauptquartier in Paris meinte, die Al-

liierten Geheimdiensten entgangen war. Noch wichtiger: Auf Grund dichter Wolkenfelder verfehlten die Angriffe der alliierten Bomber die deutschen Stellungen um einige Kilometer.

Den GIs hatten ihre Offiziere erzählt, dass sie auf zweitklassige Söldnertruppen treffen würden. Heftigen Widerstand erwarteten die Amerikaner erst nach ihrer Landung.

Doch Generalfeldmarschall Rommel hatte sich beim Bau der Abwehranlagen von den Erfahrungen des Stellungskriegs 1914 leiten lassen: Der Strand war vermint, von Maschinengewehrnestern aus konnten die Wehrmachtsoldaten jeden Angreifer ins Visier nehmen, Artilleriegeschütze an den Enden des Abschnitts drohten anlandende Verbände von beiden Seiten zusammenzuzerkartätschen. Ein tief ausgeschachtetes Grabensystem schützte unterdessen die Lander vor dem Bombardement durch die weiter draußen vor Anker liegende US-Flotte.

Die deutschen Schützen hielten die Maschinengewehre vor allem auf die Rampen der Landungsboote gerichtet, von denen die GIs ins Wasser sprangen (siehe Kasten Seite 66). „Die ersten Männer wurden zerrissen, ehe sie auch nur einige Meter



St. Lo nach der Befreiung: Infernalisches Bombardement

GALERIE BILDERWELT

„Die ersten Männer wurden zerrissen, ehe sie auch nur einige Meter zurückgelegt hatten. Sogar die Leichtverwundeten ertranken.“

schen kennen können. „Schon ein einziger deutscher Spion im Süden (Englands) hätte ausgereicht“, so der britische Historiker Richard Overy, „das Geheimnis zu lüften.“

Ihre letzte Chance erhielten Hitlers Späher einen Tag vor der Invasion, am 5. Juni 1944. Die BBC sendete den zweiten Teil einer Strophe von Paul Verlaines Gedicht „Chanson d'Automne“ (Herbstlied): „Blessent mon cœur d'une langueur

liierten würden kaum so verrückt sein und die Invasion im Radio ankündigen.

Adolf Hitler verbrachte daher einen netten Abend mit Eva Braun und seinem Gefolge auf dem Berghof. Er ließ sich die neusten Wochenschauen vorführen. Propagandaminister Joseph Goebbels notierte hinterher in seinem Tagebuch:

„Wir sitzen dann noch bis nachts um 2 Uhr am Kamin, tauschen Erinnerungen aus, freuen uns über die vielen schönen



GALERIE BILDERWELT

Deutsche Gefangene in der Normandie: Chancenloser Kampf

zurückgelegt hatten“, berichtete später der Soldat Marshall, dessen Aufzeichnungen Experten als realistisch einschätzten. „Sogar die Leichtverwundeten ertranken, herabgezogen von ihrem schweren Gepäck.“ Innerhalb weniger Minuten färbte sich der Atlantik in Strandnähe blutrot. Diejenigen, welche es bis ins Trockene schafften, wichen auf der Suche nach Deckung ins Wasser zurück.

Nichts klappte wie vorgesehen. Einige Boote sanken, ehe sie das Ufer erreichten. Die bis zu zwei Meter hohen Wellen und der böige Wind trieben die Landungsteams ab. Nur die Kompanie A des Regiments 116 landete an der vorgesehenen Stelle und

mand zu sehen – „nicht eine einzige Menschenseele“. Nance schaute sich um: „Da sah ich die Leichen im Wasser liegen, es waren so viele, dass sie sich berührten.“

Die Wende am Omaha Beach kam mit Leutnant Dean Rockwell. Eigentlich sollte der Offizier die vier Panzer auf seinen Landungsbooten noch im tiefen Wasser absetzen – außerhalb der Schussweite der deutschen Geschütze. Die Tanks sollten dann, von Gummi-Ummantelungen getragen, an Land schwimmen. Doch die Brandung war zu stark, und fast alle bis dahin abgesetzten Panzer waren gesunken, ohne auch nur einen einzigen Schuss abzufeuern. Rockwell beschloss daher, die

zeige wegen Landesverrats zur SPIEGEL-Affäre beigetragen –, wurde immer wieder die Frage diskutiert, ob alles anders gekommen wäre, wenn die deutsche Abwehr von Angriffsort und -zeit Kenntnis gehabt hätte.

Oberbefehlshaber Eisenhower mochte ein Scheitern der Invasion nicht ausschließen. In der Rocktasche trug er eine persönliche Erklärung, die er in diesem Fall veröffentlichen wollte. Von der Übernahme der alleinigen Verantwortung war darin die Rede; wahrscheinlich hätte Eisenhower eine Niederlage des Kommando gekostet. Ein Nachfolger für einen zweiten Versuch stand freilich schon bereit. Für den Sieg über Hitler hätten Churchill und Roosevelt ihren Armeen jeden Preis abverlangt. Gegen die alliierte Übermacht hatte Hitlers schwer strapazierte Wehrmacht auf Dauer keine Chance.

Premierminister Churchill verfolgte am Vormittag des D-Day im Kartenraum des Bunkers im Londoner Regierungsviertel den Verlauf der Operation „Overlord“. Helfer aktualisierten ununterbrochen die Übersichten der Angriffe an den fünf Landungsstellen. Zufrieden telegraphierte Churchill nach dem Mittagessen an Stalin: „Alles hat gut begonnen. Die Minen, Hindernisse und Geschützstellungen haben wir weitgehend überwunden.“

Gut zehn Monate später reichten sich Rotarmisten und GIs bei Torgau an der Elbe die Hand. Die Deutschen hatten ihren Weltkrieg verloren.

KLAUS WIEGREFE

Ein Scheitern hätte Eisenhower wohl das Kommando gekostet. Ein Nachfolger für einen zweiten Versuch stand freilich schon bereit.

bezahlte dafür einen hohen Preis, wie Ray Nance später berichtete.

Der Offizier gehört zu jenen über 1400 D-Day-Veteranen, die von Historikern des Eisenhower Center in New Orleans befragt wurden und deren Erinnerungen sich teilweise im Internet finden. Nances Boot näherte sich 19 Minuten nach der Kompanie A dem Omaha Beach. Zunächst klemmte die Rampe, aber dann öffnete sie sich doch, und Nance sprang ins kalte Wasser. Die Wellen schlugen ihm bis zum Hals, es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, ehe er den Strand erreichte. Doch von der Kompanie A, die er dort erwartete, war nie-

Boote auf den Strand zu setzen – und beendete damit das Gemetzel. Die Panzer rollten auf den Sand, ihre Kanonen zerstörten in kurzer Zeit nacheinander die deutschen Stellungen.

Von einem ähnlich blutigen Verlauf wie am Omaha Beach waren die Alliierten an allen fünf Landungsstellen ausgegangen. Allein bei den gut 20 000 Fallschirmjägern rechnete Oberbefehlshaber Eisenhower mit über 14 000 Mann Verlust.

Als der Krieg vorbei war – der inzwischen stramm konservative Ritterkreuzträger Heydte unterrichtete als Ordinarius Staatsrecht und hatte 1962 mit einer An-